

Eines Mittags wurden die Pferde eingeladen. Sie standen im Schneetreiben auf dem Schulhof und drängten ihre struppigen, skeletteten Körper aneinander. „Nicht viel mit los“, sagten die Bauern, aber sie waren doch gekommen, um das Angebot zu prüfen.

Die Pferde kamen aus dem Krieg, aus einem Lazarett für Pferde, und ihre Wunden waren noch mit Salbe und grobem Gespinnst bedeckt. „Kosakenpferde“, sagte jemand, „kauft, ihr Leute. Ein Kosakenpferd ist besser als gar kein Pferd.“

Die Pferde rührten sich nicht von der Stelle, obwohl der Auktionator versuchte, sie in Trab zu setzen. Sie hatten es satt, sich zu rühren. Sie standen da mit hängenden Köpfen und warteten darauf, daß es zu Ende sei. Der Schnee krustete in wässrigen Flecken auf ihrem braunen Fell. An der Front hatten sie Maschinengewehre geschleppt und Granatverfälschungen gezogen und Munition befördert. Und einige hatten Relier getragen. Kosaken, die mit ihren Lanzent Attacke ritten und Kaiser Wilhelm besiegen wollten.

Am Abend sah man die Bauern mit den Kosakenpferden, die sie gekauft hatten, die Dorfstraße hinabschlurgen. Nicht geradezu heiter; denn sie waren alle miteinander Veteranen, die keinen Spaß mehr an der Sache hatten. Nach dem Handel hatte es nicht einmal ein einziges Gläschen Karottelschnaps gegeben. Aus den Häusern fiel der Schein von Petroleumlampen in den nassen Schnee.

Aber nicht der Pferde wegen erzählte ich diese Geschichte, sondern weil mit den Pferden auch ein Pfleger gekommen war, ein Mann mit Pferdeverstand, wie es in der Sprache der Soldaten heißt, und dieser Mann war ein Russe. Er war aus dem Gefangenenerlager abgestellt worden, um den Käufern für die Pflege und Verwendbarkeit der Tiere Hinweise zu geben.

Der Russe wurde dem Bürgermeister von einem Landsturmann übergeben, und da stand er nun, ein Mann wie Rasputin mit seinem Vollbart und dem in der Kopfmittle gescheitelten Haar. Er trug seine Soldatenmütze in der Hand und blickte zu den Pferden hin, als ob sie Kameraden seien.

Der Bürgermeister nahm den Landsturmann und den Gefangenen mit, und sie gingen ein Stück um das andere ab, um Quartier zu finden. Aber niemand wollte den Gefangenen haben. Er war der erste Russe, der je das Dorf betreten hatte, und sie fürchteten ihn. Sie weigerten sich, einen Russen aufzunehmen, obwohl doch viele Kammern leerstanden. Und jenseits dachten sie auch, daß er Läuse hatte oder den Bolschewismus oder was.

„Stellt euch bloß nicht so an“, sagte der Bürgermeister. Er war drauf und dran, den Gefangenen in der Sakristei unterzubringen. Aber gegen Mitternacht, als der Russe kaum noch gehen konnte vor Schwäche, kam er auf den Gedanken, die Schützenhalle zu requirieren, die ohnehin seit Jahren nicht mehr benutzt wurde. Dort legte sich der Gefangene auf einen Tisch zum Schlafen nieder. Auf einem Stuhl das Gewehr zwischen den Knien, saß der Landsturmann, der den Befehl hatte, den Russen zu bewachen.

In den folgenden Tagen sah man den Landsturmann, der ein pensionierter Lehrer war, mit seinem Gefangenen von Hof zu Hof gehen. Es regnete und es schneite und es fror. Auf den Feldern schrien die Krähen, und in den Ställen brüllte das Vieh. Jefim Serafimowitsch Swardlow, so hieß der Russe, strich den Panzerpferden, die seine Schicksalsgenossen waren. Salbe auf und sorgte für die Fütterung. Bald würde es gehen, bedeutete er den Bauern. „Du reiten“, sagte er. Aber reiten wollten die Bauern nicht. Sie dachten eher an Pflügen, Eggen, Mistfahren und dergleichen.

Mit der Zeit gewöhnten sich die Dorfbewohner an den Russen, der wie jener Mönch Rasputin aussah, dessen Bild sie in der Zeitung gesehen hatten. Offenbar trugen alle Russen Vollbart und Mittelscheitel. Schon längst hatte der Bürgermeister den pensionierten Lehrer mit seinem Gewehr ins Lager zurückgeschickt. Es bestand keine Gefahr, daß Jefim Serafimowitsch Swardlow einbrechen oder morden oder sonst was Schlimmes tun würde. Der Bürgermeister selbst oder sonst einer der Herren vom Gemeinderat sperrte den Gefangenen abends in die Halle ein, wo Jefim sich einen Verschlager gemindert hatte, bis nach dieser Maßnahme unterblieb und Jefim frei war.

Eines Tages war Jefims Auftrag erfüllt. Die Kosakenpferden waren stark geworden und zogen den Mist auf die Acker. Als Jefim verabschiedet werden sollte, stellte es sich heraus, daß er das Schusterhandwerk erlernt hatte, und da der Schuster des Dorfes gefallen war, bot der Bürgermeister dem Russen die Werkstatt an. Die Witwe war einverstanden.

Der Krieg war seit Jahren zu Ende, als Jefim Serafimowitsch Swardlow immer noch auf dem Schemel des

Schuhmachermesters Wobeking saß und Stiefel besohlte und Flicker auf die Schäfte setzte. Er war ein stiller, frommer Mann, der von seiner Arbeit nur dann aufstand, wenn er zum Essen gerufen wurde oder mit den Wirtsleuten zur Kirche ging. Mit der Zeit empfanden alle Dorfbewohner Achtung vor dem Mann, der wie ein Patriarch aussah und ihr vorgetragenes Schutzzeug in Ordnung brachte. Die Kinder bewunderten seinen Bart und sein Apostelhaar, und statt mit dem unheiligen Rasputin verwechselten sie ihn jetzt mit dem heiligen Nikolaus.

In der Tat wurde er von den Bauern, deren Kosakenpferden er gepflegt hatte, für kleine Komödien in dieser Richtung bemüht. Jefim machte das gut. Er kam sogar auf einem Panzerpferden auf den Hof geritten, was seinen Auftritt besonders überzeugend machte. In der ganzen Provinz gab es keinen würdigeren Nikolaus als ihn. Er war der vorbildliche Weihnachtsmann, ein Russisch sprechender Himmelbote, eine Erscheinung aus dem Traum von Millionen Kindern, die um diese Zeit auf Süßigkeiten hofften.

Irgendwann gab es Ärger um Jefim, den Kriegsgefangenen. Entweder der Staat wollte ihn heimtschicken, oder die Russen wollten ihren Mann zurückhaben, ich weiß es nicht genau. Aber ich erinnere mich, daß Jefims Sache von der ganzen Gemeinde verteidigt wurde. Er sollte selbst entscheiden, hieß es dann. Und Jefim entschied sich für Meister Wobelings Schusterkugel. Er erwartete nicht mehr, dort drüben für sein Verhalten als Nikolaus geehrt zu werden.